

(Nachdruck verboten.)

19]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Die Wanderung galt heute abend den Rhabarbar-Quartieren. Pelle hatte sich eine Liste gemacht, nach der er vorging und jedes Viertel für sich absuchte, um sich unnötige Laufereien zu ersparen. Zuerst nahm er einen Schustergehilfen in der Schmiedegasse vor; das war einer von Meyers festen Leuten, und er war auf einen harten Kampf gefaßt. Der Mann war nicht zu Hause. „Aber Sie können ihn gern anmelden,“ sagte die Frau. „Wir haben schon in letzter Zeit darüber gesprochen und sind übereingekommen, daß es wohl das Wichtigste ist.“ Das war eine Frau nach Pelles Sinn. Viele verleugneten den Mann, wenn sie erfuhren, was er wollte, oder warfen ihm die Tür vor der Nase zu; sie waren seines Geredes überdrüssig.

Er war in verschiedenen Häusern in der Gärtnerstraße, in der Schloßstraße und auf dem Nordwestwege, über Hinterhöfe und dunkle, enge Treppen, zu Mansarden hinauf oder in die Keller hinab. Ueberall dieselbe Armut; die Schuster logierten ausnahmslos in den jämmerlichsten Löchern. Ein Ergebnis hatte er nicht zu verzeichnen; einige waren umgezogen oder die Adresse war verkehrt, andere wollten sich noch besinnen oder sagten geradezu nein. Er gelobte sich, die Schwankenden bald wieder einmal aufzusuchen, die wollte er schon bearbeiten, die anderen merkte er sich und sparte sie sich für bessere Zeiten auf. Ihr Tag würde auch kommen! Es entmutigte ihn nicht, vergebens zu gehen. Er freute sich über den einen. Das war eine Geduldsarbeit, und Geduld war das einzige, was er immer reichlich besessen hatte.

Er bog in die Jägerstraße ein und stieg in eine Kaserne hinauf, bis oben unter das Dach, und klopfte an. Ein großer magerer Mann mit dünnem Vollbart öffnete ihm. Es war Peter, sein Lehrkamerad von daheim. Sie kamen schnell in eine Unterhaltung über die Lehrzeit und die Werkstatt da drüben mit all den sonderbaren Kumpanen. Von Meister Jeppe war nicht viel Gutes zu sagen. Aber die Erinnerung an den jungen Meister erfüllte sie mit Wärme. „Ich habe im Lauf der Jahre viel an ihn gedacht,“ sagte Peter. „Er war kein gewöhnlicher Mensch, darum mußte er sterben.“

Es lag etwas Verborgenes über Peter, und seine Söhle machte den Eindruck der Einsamkeit. Nichts erinnerte an den losen Burschen, der immer rennen mußte; aber drinnen in seinen zusammengekniffenen Augen glühte etwas Aufregendes. Pelle sah da und grübelte, was es eigentlich mit ihm sein könne. Er hatte diesen keuschen Ausdruck, als habe er einen neuen Menschen angezogen; aber zu den Heiligen gehörte er, nach seinen Reden zu urteilen, nicht.

„Peter, wie ist das eigentlich? Gehörst Du zu den Unserigen?“ fragte er plötzlich.

Ein scharfes Lächeln glitt über Peters Gesicht. „Zu den Unserigen? Das klingt ja gerade so, als wenn sie fragen: kennst Du Jesus? Bist Du Missionar geworden?“

„So kannst Du es gern nennen,“ antwortete Pelle offen. „Wenn Du denn in die Organisation eintreten willst, da vermissen wir Dich!“

„Ich werde wohl nicht vermist, ich glaub', kein Mensch wird vermist, wenn er nur seine Arbeit verrichtet. Nun habe ich die ganze Geschichte ausprobiert, die Kirche und die Sekten, und niemand hat Verwendung für einen Menschen. Sie wollen einen Zuhörer mehr haben und einen, den sie mitzählen können. Das ist überall daselbe.“ Er sah da und sah verfallen vor sich hin. Plötzlich machte er eine Bewegung mit der Hand, als wolle er etwas verschweigen. „Ich glaub' an nichts mehr, Pelle! Es gibt nichts, das wert ist, daß man daran glaubt.“

„Glaubst Du denn auch nicht an die Erhebung der Armen? Du hast es nicht versucht, Dich der Bewegung anzuschließen?“ fragte Pelle.

„Was sollt' ich da woll? Sie wollen ja doch nur mehr essen, und das bißchen Nahrung, was ich nötig habe, das finde ich voll. Können sie mich aber dahin bringen, daß ich fühle,

ich bin ein Mensch, nicht nur eine Maschine, die ein bißchen mehr Schmiere nötig hat — ich will ebenso gern ein magerer Hund sein wie ein fetter.“

„Das werden sie schon können,“ erwiderte Pelle überzeugend. „Wenn wir nur zusammenhalten, müssen sie dem einzelnen auch respektieren und auf seine Forderungen hören. Der arme Mann soll auch sein Wort mit dazu geben.“

Peter machte eine ungeduldige Bewegung. „Was nützt es mir, wenn ich Leute durch Prügel dazu bringe, daß sie mich ansehen? Das ist mir verdammt gleichgültig! Aber sehen sie mich von selbst an und sagen sie von selbst: Seht, da geht auch ein Mensch, nach Gottes Bilde geschaffen, und denkt und fühlt in seinem Innern genau so wie ich! — Das ist es, was ich will!“

„Ich begreife, offen gestanden, nicht, was Du mit Deinem „Mensch“ willst,“ sagte Pelle ärgerlich. „Hat es einen Zweck, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen, wenn vernünftige Dinge vorliegen und auf uns warten? Wir wollen uns organisieren und sehen, daß wir aus der Sklaverei herauskommen. Nachher kann sich ja jeder mit dem amüsieren, was ihm Pläsier macht.“

„Na ja, wenn es so leicht ist, aus der Sklaverei rauszukommen. Warum denn nicht? Melde Du mich nur an!“ sagte Peter mit einem leisen Anflug von Ironie.

„Danke, Kamerad!“ rief Pelle und schüttelte ihm erfreut die Hand. „Aber dann tue auch etwas für die Sache!“

Peter sah sich verlassen um. „Ein abscheuliches Wetter, in dem Du da draußen bist,“ erwiderte er ihm nur und leuchtete ihm hinaus. Pelle ging am Steppenweg entlang nach der Rorderbrücke hinunter. Er wollte hinüber, Morten besuchen. Der Wind jagte das Laub am Friedhof entlang und peitschte ihm den Regen ins Gesicht; er hielt sich dicht an die Friedhofsmauer, um Schutz zu haben, und schob den Kopf gegen das Wetter vor; er war in bester Laune. Das waren zwei Neue, die er gewonnen hatte. Recht verschlug es doch allmählich. Ein sonderbarer Patron war Peter geworden; das Wort „Mensch, Mensch“ pochte sinnlos in Pelles Ohren. Na, den hatte er doch auf die Liste bekommen!

Plötzlich hörte er leichte, laufende Schritte hinter sich. Eine Männergestalt tauchte an seiner Seite auf und schob ihm ein kleines Päckchen unter den Arm, ohne seinen Lauf zu hemmen. In einiger Entfernung verschwand die Gestalt. Es war Pelle, als sei sie über die Kirchhofsmauer entkrochen. Unter einer Laterne blieb er stehen und untersuchte verwundert das Päckchen; es war fest mit Bindfaden zugebunden, „an Mutter“ stand in unbeholfener Schrift darauf. Pelle grübelte nicht lange nach. Durch das Wort Mutter hindurch hörte er deutlich Ferdinands rostige Stimme. Nun freute sich Madam Franzen, dachte er und steckte das Päckchen in die Tasche. Während der letzten Woche hatte sie keine Nachricht von Ferdinand gehabt. Er waarte sich wohl nicht mehr nach Christianshafen hinüber. Pelle begriff nicht, wie Ferdinand ihn aufgeschloßert hatte. Ob er sich hier draußen im Rhabarberlande aufhielt?

Morten sah da und schrieb in einem dicken Heft. Er schlug es hastig zu als Pelle eintrat.

„Was ist das?“ fragte Pelle und wollte das Heft öffnen. „Schreibst Du noch in Deinem Schreibbuch?“

Morten legte verwirrt die Hand auf das Heft. „Nun, meinethwegen,“ sagte er auf einmal. „Du kannst es gern wissen. Ich habe ein Gedicht geschrieben. Aber Du mußt nicht darüber reden.“

„Ach, lies es mir doch vor!“ bat Pelle. „Ja, aber Du mußt mir versprechen, darüber zu schweigen, sonst glauben die andern bloß, daß ich verrückt geworden bin.“

Er war ganz verschämt und las stotternd. Es war ein Gedicht über die Armen, die das Ganze in ihren emporgestreckten Armen trugen und resigniert zusahen, wie die da oben sich göttlich taten.“ Es hieß: „Laf! sie fallen,“ und diese Worte kamen als Rehrreim in jedem Vers wieder. Und da Morten jetzt im Zug war, las er auch eine kleine Geschichte von dem Kampf der armen Leute um das liebe Brot.

„Das ist verdammt großartig!“ rief Pelle begeistert aus. „Gewaltig gut, Morten!“ Ich begreife bloß nicht, wie Du

das zusammenkriegst, besonders die Verse. Aber Du bist wohl ein Dichter. Das habe ich übrigens immer geglaubt. Denn Du hast so was Sonderbares an Dir. Deine eigenen Ansichten hast Du, und Du läßt Dir auch nicht gern die Flügel stutzen. Aber warum dachtest Du nicht was Großes und Spannendes, was sich zu lesen lohnt, an uns ist ja doch nichts Interessantes!"

"Das finde ich aber gerade!"

"Nein, das begreife ich nicht. Was kann ein armer Burche wohl erleben?"

"Dann glaubst Du wohl nicht an das Große?"

"Ja, daran glaubte Belle freilich; aber darum werden wir doch nicht auf einmal zu Herrlichkeiten!"

"Du willst von Grafen und Baronen lesen," sagte Morten. "So seid Ihr alle. Euch selbst betrachtet Ihr doch als Gesindel, wenn es drauf ankömmt. Ja, das tut Ihr. Aber Ihr wißt es nur nicht, das ist die Sklavennatur in Euch! So betrachtet Euch die höhere Gesellschaftsklasse, und Ihr tut das unwillkürlich auch. Ja, schneide Du man Fraken; wahr ist es darum doch! Ihr mögt nichts über Eures Gleichen hören, denn Ihr glaubt doch nicht, daß von der Seite etwas kommen kann! Nein, es soll fein sein, immer nur fein! Am liebsten spie man ja auf Vergangenheit und Eltern und rückte selbst zu den Feinen raus, und weil sich das nicht machen läßt, verlangt man es in Büchern." Morten war ärgerlich.

"Na, na," sagte Belle beruhigend. "So schlimm ist es doch wohl auch nicht!"

"Ja, es ist so schlimm!" rief Morten heftig aus. "Und weißt Du warum, weil Ihr noch nicht begriffen habt, daß der Mensch heilig ist und daß es dann ganz einerlei ist, wo er sich bewegt!"

"Der Mensch heilig?" sagte Belle lachend. "Ich bin doch nicht heilig, ich glaubte auch eigentlich nicht, daß Du es wärst."

"Ich will Dir wünschen, daß Du es auch bist!" sagte Morten ernsthaft. "Denn sonst bist Du nichts weiter als ein Pferd oder eine Maschine, die ein Stück Arbeit tuen." Und dann schwieg er mit einer Miene, als sei genug über die Sache geredet.

Mortens verschlossener Ausdruck machte Belle ernsthaft. Er konnte im Scherz wohl so tun, als sei es Unsinn, aber Morten war einer von denen, der nach innen sah. Es war vielleicht wieder etwas, was er nicht verstand.

(Fortsetzung folgt.)

Der dramatische Verein.

Von Georg Hirschfeld.

Jingolfing in Oberbayern ist durchaus kein dramatischer Ort. Man sitzt in den alten Giebelhäusern am Markt dieselben Gespräche, die Vater und Großvater geführt haben. Man weiß, wer täglich vorübergeht, und notiert jede neue Erscheinung. Es kommt wohl manchmal vor, daß der Herr Rentamtmanndreimal statt zweimal die Löwenwirtschaft besucht, daß die Frau Oberamtsrichter mit einem neuen Pelzmann nach München fährt, Kindstausen gibt es, Kaufereien, Hochzeiten — die Leute sterben auch zuweilen — aber das ereignet sich alles in einem so epischen Tempo um den schlanken Kirchturm herum, daß von einer dramatischen Note nicht gesprochen werden kann. Dennoch — der immer wirksame antike Ausdruck muß hier gebraucht werden: es stellte sich ein "Bedürfnis" heraus. Jingolfing hat natürlich kein Theater. Reisende Truppen kamen in den wohlhabenden Markt, Zauber-Künstler, Magnetisierer, auch ein Marionettentheater fand für "Doktor Faust" und "Senobeba" ein dankbares Publikum — im übrigen genügen die musikalischen Veranstaltungen einheimischer Talente in Niederhubers Gasthausaal zur "schwarzen Kasse". Aber es ist nun einmal so im menschlichen Leben: die Kunst geht um, und besonders die dramatische Kunst ist so umgänglich beweglich. Es ist in einer Kleinstadt von 5000 Einwohnern nicht anders als in der Millionenstadt Berlin: man lebt, aber man will auch einen Spiegel des Lebens, und zwar nur einen, der angenehm spiegelt. Vom Grundsatz, daß die Künstler der Kunst dienen, wissen hundert so wenig wie Millionen — die Künstler dienen natürlich dem Publikum, und das Publikum tut selbst mit, wenn es sich richtig amüsieren soll. Man blüht gar zu gern hinter die Kulissen, man läßt viel lieber den Jücker, der auf der buren Existenz eines Theaterdirektors oder eines Schauspielers liegt, als daß man ernstlich die Dichtersource kostet. Wen "disfettiert es nicht, den Vorhang aufzuziehen"? Ich spreche nicht von Berlin oder Wien, sondern von Jingolfing. Deshalb aber möchte ich besonders von dieser feindlichen Kunststadt erzählen, weil hier noch der Urgestand blüht, der in den Weltstädten seit grauen Jahren verloren

ist. Der Begriff des "literarischen" fehlt den Jingolfingern vollständig. Sie sind Kinder, und die Kunst braucht Kinder. Das unverdächtige Theater konnte noch in Jingolfing entstehen. Ein Theater, das nicht von Dichtern beunruhigt und von Schauspielern gestört wird. Der Begriff der Kunst, der edlen, hohen und erhebenden Kunst, lebt trotzdem nicht nur als Genius vom Maler Klegl auf den Vorhang gemalt, sondern in Menschenherzen, in richtigen Menschenherzen. Aber man braucht nicht gerührt zu werden: die Herzen sitzen nicht so tief.

Dennoch, ein Bahnadjunkt, den man immer nur mit strenger Miene und roter Mühe auf dem Perron umherwandern sieht, hat noch anderes im Sinn als Signale und Weichenstellen. Und es gibt einen Tapezierer am Marktplatz, der immer nur Sessel polstert und Nägel einschlägt — trotzdem brennt in seiner Seele eine phantastische Flamme; er sieht Gestalten vor sich, hört viele Menschen über schlechte Wiße lachen, über schöne Gelden weinen und ist selbst einmal bei einer Wandertuppe gewesen. Er ist ein geübter Charakterdarsteller — man sieht es sofort, wenn er ein Stuhlbein scharf betrachtet und einen Nagel, den er einschlagen will zwischen den schmalen Lippen hält. Er ist ein Charakterdarsteller und hat sich deshalb als Familienvater und Tapezierer niemals einen Bart stehen lassen. Der Bahnadjunkt mit seiner behäbigen, pfliffigen Miene ist mehr zum humoristischen Vater geboren. Beide aber entflammen sich, wenn sie einen freien Abend haben, in München. Da gibt es kaum ein neues Stück, das sie nicht gesehen haben.

Am Stammtisch zur "schwarzen Kasse" entstand zuerst die Idee, die für Jingolfing eine so weittragende Bedeutung hatte. Es gibt ja immer eine ganze Menge Prädestinierte für eine Theatergründung. Junge Leute, die sich langweilen — Jünglinge, die an Mädchen denken, Mädchen, die in Gedanken nie ohne Jüngling sind — rasch finden sie sich in einer Kleinstadt zusammen. Aber auch reifere Leute begeisterten sich und dämpften als weiße Realisten den Uebermut der Jugend. Ein Frau Postschaffner war vorzüglich für eifersüchtige Gattinnen zu gebrauchen, und Herr Niederhuber, der Wirt, war ein Gesangskomiker, der sich sehen lassen konnte. Am Abend der ersten Beratung wurde es schon klar, daß um männliche und weibliche Liebhaberrollen nicht weniger Intrigen entstehen würden als in einem großstädtischen Hoftheater. Aber die beiden Schöpfer der Idee, der Tapezierer und Bahnadjunkt, waren die rechten Führer — sie hielten stramme Zügel. Auch beugte man sich von vornherein der Selbstverständlichkeit, daß Tapezierer Girt die großen Charakterrollen bekam und Bahnadjunkt Maier die Regie führte. Besonders der königliche Bediente war hier wirksam; man proponierte ihn als Vorsitzenden des dramatischen Vereins, und das Wort "Bedürfnis", das ihm immer zu Gebote stand, machte jeden ernst und feierlich.

Er wiederholte es mehrmals, als er am nächsten Sonntag mit dem Tapezierer die Honoratioren der Stadt besuchte. Die Herren erschienen in schwarzem Rod und trugen einen Zylinder in der Hand. Man glaubte anfangs, daß ein angesehener Bürger gestorben wäre und eine Leichenseier arrangiert werden sollte — dann aber, als man aus den vorliegenden Vereinsleuten rudartig herausgehört hatte, was sie wollten, leuchteten alle Mienen auf. Jedermann erklärte seinen Beitritt zum Verein. Und mit leiser, ergriffener Stimme sprachen die beiden Herren, den Zylinder in ihren Händen drehend, nur von Kunst, die sie den Jingolfingern bieten wollten, von Kunst, von Kunst. Es wäre ein Bedürfnis. . . .

Man machte den Fehler, mit einem ersten Stück zu eröffnen. Auch hauptstädtische Theater können nicht genug davor gewarnt werden. "Der Klosterrichter oder der Mord in der Christnacht" ist aber ein sehr wirksames Volksstück, und so wurde es doch ein durchschlagender Erfolg, der insgeheim freilich auf die Posse wartete. Ein ausverkaufter Saal. Der Vorverkauf beim Papierhändler Wurz glänzte. An der Abendkasse machte Herr Wurz ein Geschäft wie ein Berliner Kaffierer, der schon alles "rausgezogen" hat. Und innen, in Niederhubers Saal, ein Rauch, eine Enge. Geräucht wurde natürlich an den langen Tischen, auch schoben sich selbst während der Szene, da das verlassene Mädchen am Kreuztisch weinte, die Kellnerinnen durch die Stühle und brachten Maßkrüge und Geschlechtes. Das "Parkett" war von Bürgern und Fremdlingen erfüllt; dort ging es ziemlich ruhig zu. Das Theatergipfll wurde nicht so ernst genommen, und man interessierte sich am meisten für die Mitbürger, die hinter den Masken saßen. In Wien z. B. soll es in den l. k. Theatern nicht viel anders sein. Sehr lebhaft dagegen zeigten sich die Zuschauer auf der Galerie, die den viereckigen Saal umgab. Dort oben war es am billigsten, und wie in den Großstädten herrschte dort die wahre Begeisterung. Aus dem trüben Dunkel reckten sich die Bauernköpfe der Jingolfinger Umgehend weit vor, den Hut in den Nacken geschoben, die kurze Pfeife im Mund und riesige Hände vor der Brust gefaltet. Auch Frauen mit schwarzen Kopftüchern äugten zum Wunder der Bühne hinunter, und wo eine kleine Lücke im Gedränge war, schob sich ein flachsblonder Kinderkopf über die Schuhwehr. Dieses Galeriepublikum war ausgezeichnet, aber es reagierte zu stark. Man lachte bei sehr ersten Stellen und flüsternte nicht gerade seine Eindrücke einander zu. Diese "Gischeerten" wußten eben nicht recht, was ein Theater war. Die Bürger unten waren alle schon in München gewesen — die hatten ein kritisches Urteil.

Vor der Bühne sah das Jingolfinger Stadtdorchester. Es kam nicht zu den Ehren, die ihm seine monatlichen Konzerte brachten,

Dennoch — es spielte eine Oubertüre, drei recht ausgedehnte Zwischenaktmusik und einen Schlußmarsch, der das Publikum in heiterer Stimmung entlassen sollte. Der „Mosterriechter“ hat zwar einen verjöhnlichen Schluß, aber heiter wurde man nicht dabei, wenn man von dem tragikomischen Malheur abjah, das eine Sieberzene gefährdete. Da hatte sich der Spängler Moriz, der auf den Proben ausgezeichnet gewesen, den Mund mit einem langen Bart verklebt. Man verstand kein Wort, man lachte schließlich, obwohl Herr Moriz wirklich mit Empfindung sprach. Dagegen begründete Tapezierer Girl schon am ersten Abend seinen schau-, spielerischen Ruf. Man konnte hier im Kleinen so recht die Erfahrung gewinnen, die man bei den bedeutendsten Darstellern der Großstadt macht. Talente müssen an der rechten Stelle stehen, um sich zu entfalten. Tapezierer Girl spielte später in dem Drama, nein, in dem Lustspiel „Im weißen Röhl“ einen Bauernburschen mit Federhütchen und Kniefloßen, aber eine unglückliche Perücke ließ seinen charakteristischen Kopf durchaus jüdisch erscheinen, und sein hartes Organ war für die Rolle einer Diebeszsjene nicht geeignet. Als „Mosterriechter“ dagegen streifte er die Wirkung eines Menschen-darstellers. Er war kein zischender Intrigant, so billig ihm auch die Wirkungen auf sein Publikum gewesen wären — er ergriff, weil man eine verschüttete Seele in diesem Ungeheuer spürte und mit ihm auf festem Boden stand. Es war ihm gegeben, das täglich Gesehene darzustellen, er gab wirklich den finsternen, durchgehungerten Bauernstudenten. Man erschrak vor diesem scheuen Bild. Ueberhaupt — das Ingolfinger Theater ließ keine geringeren Eindrücke feststellen als die Theater in München und Berlin. Das Wunder eines Naturlauts, einer zufälligen Bewegung von reinster Echtheit zeigten diese eifrigen Bürger oft im Heim, während es ein Mittner, ein Wassermann entfaltet zeigte. Neben den Tugenden, der Schauspielkunst aber ließen sich auch ihre Schwächen und Manieren zu Ingolfing scharf beobachten. Herr Gaisberger, Barbier und ländlicher Bahnarzt, hatte einen Aristokraten darzustellen und brachte den falschen Schnarrton, der im Theater zur Welt kam, sofort auch nach Ingolfing. Bahnadjunkt Maier, der wirklich komisch war, konnte die Seitenblinde ins Publikum, bis er seinen Kopf hinter der Kulisse hatte, nicht vermeiden, und er schleppte zuweilen so, daß selbst die gespannten Burschen auf der Galerie sich nach ihren Maßkrügen umfahen. Bemerkenswert war es auch hier, zu sehen, was ein hübsches, junges Mädchen immer für eine ausgezeichnete Schauspielerin ist, während eine ältlich spitze Dame von vornehmster Empfindung ihr Talent dem Publikum geradezu an die Köpfe werfen kann.

Auf den „Mosterriechter“ folgte sehr bald eine Poffe. Und auf die Poffe folgte, wenn ich mich recht erinnere, wieder eine Poffe. Noch aber lauerte in Herrn Wiesbach, dem sehr gebildeten Rechtsanwalt Ingolfings, eine Gefahr für den dramatischen Verein. Herr Wiesbach war nämlich Schriftführer geworden und hatte literarische Ambitionen. Er träumte von Münchener Kunstbegriffen. An Angenrubler dachte er, an die „Chre“, an die „Jugend“. So setzte er trotz skeptischer Gegenstimmen den „Reineidbauer“ durch. Aber das verheißte Unternehmen besiegelte er selbst durch seine Mitwirkung. Herr Wiesbach war ein ausgezeichnete Jurist, aber schauspielerisches Talent war ihm nicht gegeben. Seine Rolle lernte er tadellos, doch das genügte nicht. Er spielte den Sohn des Reineidbauers, und in der großen Abrechnung auf Tod und Leben kam es ihm nur darauf an, an der richtigen Stelle zu stehen oder zu sitzen. Sonst war ihm alles wurst — er machte immer dieselbe freundlich verlegene Miene. Eine tragische Wirkung konnte auf diese Weise unmöglich entstehen.

Nein, nein — Literatur blieb dem Ingolfinger Theater fern, und es gedieh auch ohne sie. Doch war auch der Jynismus großstädtlicher Schwänke nicht das Richtige. Am wenigsten jedoch wirkte merkwürdigerweise falsche Sentimentalität.

Wie wunderbar — sind Weser nicht immer die Spiegel des Weltrunds? Auch in der Kunst. Das ästhetisch gewertet Schlechteste kann immer noch eine naive Schlichtheit haben, eine Wirkung, die zur Lebenskenntnis der Primitiven stimmt. Das ist nicht wenig, und das Spiel in der Kunst kommt zu seinem ursprünglichen Recht. Wie Kinder weinen und lachen, im nächsten Augenblick auch vergessen. Das wirklich Schlechte wird vom Instinkt der Kinder abgelehnt. So auch in Ingolfing. Man weiß dort nicht das Mindeste vom Autor eines Stückes, aber man ist ihm so dankbar. Unterhaltung! Morgen früh fängt wieder der Ernst des Lebens an. Und man laßt über die ältesten Scherze, man fällt auf die verstaubtesten Effekte hinein. Der Dritte kommt immer und überrascht die beiden Ersten. Im Orchester aber sieht man den gestrengen Herrn Amtsrichter die Klarinette blasen. Wer hätte in solchen Tönen seine Seele vermietet? Und der schmale, schüchternen Konzipient bläst Trompete. Es ist ein merkwürdiger Einbild, wenn die Kunst über die Menschen kommt.

Potsdam.

Etliche Betrachtungen.

Eine Fahrt nach Potsdam gehört zu den Freuden der Berliner. Es gibt interessante Häuser zu besuchen, charakteristische Architekturen der verschiedensten Zeiten; man kann durch herrliche Parks stundenlang wandern und die schönsten Gartenkünste genießen. Dabei ist es nun freilich nicht so wie in Versailles, wo das Volk sich als Besitzer all dieser Schlösser fühlt und auf den

Wiesen und zwischen den verschütteten Geden lagert, als wäre es um eigenen Heim. Im Gegenteil, Potsdam ist heute noch so recht die Stadt des Königs; es scheint, als wäre die Zeit hier unberührt geblieben von den demokratischen Energien, die das nahe, das große Berlin regieren. Potsdam schläft; alle Beamte und treue Diener warten hier auf die letzte Einberufungsborder. Es ist alles soldatisch; auf den Straßen regt es sich blau, rot und weiß, Fußvolk, Husaren und Kürassiere. Zuweilen zweifelt man, ob dieses Städtlein wirklich lebt, ob es nicht vielleicht nur irgendein kurioser Traum ist, ein groteskes Vergeßen, etwas, was zurüdblieb, während die Jahrhunderte ihren unauffälligen Lauf nahmen. Gerade dieses aber, dies Antiquierte, Pöpslige, Spießbüchliche, Vorgeirte, ist es, was das Spazieren durch Potsdams stille Gassen und schweigende Gärten so späßig macht. Es ist so ähnlich, als plauschte man mit einem runzligen Alten, der schredliche Dinge von Türschlächtern und tausend Wunder von goldenen Karrossen und seidenen Edelknaben erzählt, und der dabei immer den Kopf schüttelt: vorbei, längst vorbei, wenn's auch scheinbar noch da ist. So ganz echt ist eigentlich nichts in diesem preußischen Versailles; dafür zeugt schon die Unmöglichkeit einer Umkehrung dieses selbstverständlich gewordenen Vergleiches. In Potsdam ist alles Nachahmung, vieles Kulisse und Maskerade. Das ist keine najeweise Erkenntnis, das läßt sich durch die Baugeschichte des Städtchens deutlich darstellen.

Das Wesentliche von dem, was es heute in Potsdam zu sehen gibt, befaßt Friedrich II. Von den „steingewordenen Kabinettsordern“ der übrigen Residenten wird das Frederizianische nur wenig beeinflusst. Das Stadtschloß weist freilich weit zurück, bis in die Zeiten der Kurfürsten; so aber, wie es heute dasteht, gehört es zum mindesten ebenso sehr dem zweiten wie dem ersten Friedrich. Von Friedrich Wilhelm I. berichten die kleinen holländischen Gäschen und eine ganze Reihe der jählichen, beinahe ärmlichen Bürgerhäuser, die grau verputzt nebeneinanderstehen, wie Soldaten, die sich unter dem Krüdstod bücken. Dazu kommen die Garnisonkirche und die Kirche am Werder (dort, wo man jetzt die Reste eines slawischen Walles ausgrub); auch diese beiden mageren Zeugen eines protestantischen Barock setzen des frivolen Frihen frommer Vater auf den damals noch iden Potsdamer Sand. Dann später hat der vierte Friedrich noch einiges bauen lassen, so die Nicolaitirche und das Schloß Charlottenhof, beide durch Schinkel, im Stil einer lebenswürdigen Klassik. Alles andere aber, das, was sozusagen den Begriff Potsdam erschöpft, die Wachparaden, die Philosophie des aufgellärten Despotismus, die Tafelrunde, das Flötenpiel, den Friedhof der Hunde und die Affen des Voltaire, dies spezifische Potsdam gehört dem menschenberachtenden Philosophen von Sanssouci. Aus der Baugeschichte dieses Fröhlichen Potsdams, die 1744 beginnt und erst mit des Königs Tode 1786 endet, soll jetzt einiges erzählt werden. Ein Zeitgenosse Friedrichs, einer seiner Baumeister, wird uns Quelle sein.

Sinrich Ludwig Manger, Königl. preußischer Oberhofbaurat und Garteninspektor, ließ 1789 ein ziemlich umfangreiches Werk über die Potsdamer Neubauten erscheinen; er hatte die meisten entworfen sehen und an einem großen Teil selber mitgearbeitet. Um das Leitmotiv von Mangers Darstellungen vorweg zu geben, sei Cornelius Gurlitt, der für sein Buch über Potsdam (das einzige leserwerte, das es gibt) den alten Baumeister flug benutzte, zitiert. Gurlitt sagt: „Nach Mangers Ansicht war der König ein eitler Mann, der für einen Baumeister hätte gelten wollen und durch seine Eigenwilligkeit und Sachkenntnis viel, ja alles verdorben habe.“ Dem harmlosen Potsdamwandler von heute wird solch hartes Wort ein wenig merkwürdig vorkommen. Gewiß, es ist nicht zu leugnen, daß man vernünftig und von seinen Stimmungen umwoben durch Potsdam spaziert. Das kann der Historiker getrost zugeben und kann dennoch dem bestimmen, was Manger, der den Dingen ja nahe genug stand, behauptet: Friedrich war auch als Bauunternehmer der absolute Herr! Er gab seinen Baumeistern, die er als Unterthanen achtete, Kupferstücke von hier und von dort, wonach sie ihre Sanlierung zu verrichten hatten. Er zeichnete auch wohl selber Entwürfe, von denen nicht abgewichen werden durfte. Daß es dabei nicht ohne Schwierigkeiten abgegangen sein kann, läßt sich denken und wird uns durch ein Urteil Gurlitts bestätigt: „Eine Skizze des Königs für Sanssouci lehrt dem Fachmann eines: daß der König im architektonischen Zeichnen nicht einmal auf der Höhe eines geübteren Diletanten stand.“ Darum, wenn Manger auch ein wenig verärgert gewesen sein mag (Friedrich hatte ihn, wie auch andere Baumeister, des öfteren festsetzen lassen), so darf man doch im allgemeinen seinen Bericht und sein Urteil für zuverlässig erachten.

Zum Exempel: Manger berichtet, daß der König die Baumeister, die er einsetzte, oft ebenso schnell wieder fortjagte. So bei dem Bau von Sanssouci. (Das übrigens nicht, wie tausend Federn wiederholt haben, von Knobelsdorff entworfen wurde; Knobelsdorff hat nur Ratsschlüsse erteilt und vielleicht einige Vorstöße geliefert. Die Vorderfassade könnte er nie gemacht haben; ihn, den Anhänger der französischen Akademie, hätte die barocke Unruhe der Hermenpflaster tödlich verletzt.) Also bei diesem Sanssoucibau war zuerst Dieterichs Leiter. Es währt nicht lange, so befiehlt der König: Der Kriegsrat Dieterichs soll gar nichts mit meinen Bauten in Potsdam zu tun haben; sondern alle Bauten sollen lediglich durch den Kajsellan Baumann geführt werden.“ Dazu bemerkt Manger: „Entweder D. hatte den damaligen Kammerliebblingen des Königs nicht genug hofiert; oder er mußte sich auf eine andere Art Feinde gemacht haben.“ Solche Abjekungen gab es häufig; auch Bau-

mann wählte schließlich daran glauben? Er erhielt 1755 königlichen Befehl, innerhalb vierundzwanzig Stunden mit Familie und Gabseligkeiten die Stadt zu räumen.

Etwas anderes: was dem König nicht gefiel, mußte fallen. Nach der Rückkehr des Königs aus dem Felde wurde (von Sanssouci) verschiedenes wieder abgebrochen und weiter hinausgerückt oder sonst verändert. Der König ließ sich nichts darein reden. Manger erzählt: „Sobiel ist gewiß, daß die erste Idee (für Sanssouci) der König selbst dem Freiherrn v. Knobelsdorff gegeben hat, und daß es allen Einwendungen des letzteren ungeachtet, so wie es jetzt da steht, hat gebaut werden müssen.“ Oder, den Bau des Nauenschen Tores betreffend: „Nach der Skizze des Königs sollte es in gotischem Geschmack sein; ich weiß wirklich nicht, ob es bei der Ausführung nach dem zierlichen oder groben gotischen Geschmack geraten ist. . . . Man weiß eigentlich nicht, was es sein soll.“ Mit dieser Kritik hat nun Manger durchaus recht; auch wir stehen vor diesem Bau ratlos.

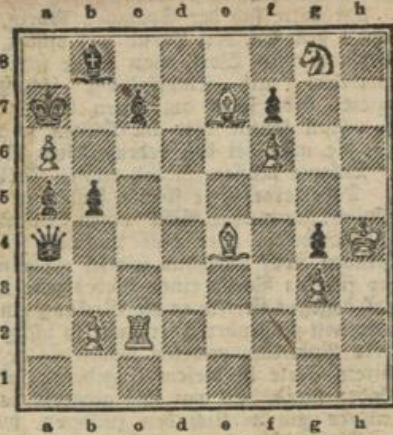
Sehr bedenklich war auch die Art, nach der Friedrich Potsdam, die Stadt, mit Palästen besetzte. Es sollten Bürgerhäuser sein; es waren aber zugleich Kopien nach Palladio oder sonst einem Meister. Es kann nicht verwundern, daß diese Pseudopaläste den Bürgern mancherlei Unbequemlichkeiten brachten; von drei Häusern am Altmarkt, die noch heute stehen, verrät Manger: „Es fügte sich, daß zugunsten der königlichen Idee von der Außenseite die innere Bequemlichkeit sehr leiden mußte. Denn, hätten die Stadtwerte von innen eben die Höhe erhalten sollen, wie es die Außenseite erforderte, so hätten solche 19—20 Fuß im Lichten getragen. Da dies aber für Bürgerhäuser durchaus nicht tunlich war, und jedes solcher hohen Stadtwerte in niedrigere Gemächer abgeteilt werden mußte, so konnte es gar nicht anders geschehen, als daß die Fenster der unteren Geschosse bis an die Deden reichten, die der übrigen vom Fußboden anstiegen, aber nicht sehr hoch reichten. Bei den oberen mußten also die Bewohner es sich gefallen lassen, sich so gut wie möglich auf den Fußboden zu lagern, um lesen oder schreiben zu können.“ Auch in solchen Fällen läßt sich Manger noch heute leicht kontrollieren; in der Tat stecken hinter den rauschenden Fassaden der Stadthäuser oft genug völlig unbrauchbare und schlecht belichtete Raumbildungen. Solche Mängel aber waren keineswegs Notwendigkeiten jener Zeit; der Gegenbeweis läßt sich auch in Potsdam führen; so hat zum Beispiel Knobelsdorff (Schloßstraße, Ecke Mamonstraße) ein großes Stadthaus von trefflicher Sachlichkeit und klarem Ausdruck, nüchtern und echt, gebaut.

Zum Schluß sei noch eine traurige Geschichte mitgeteilt, nicht um der Sensation willen, vielmehr, weil sie überaus charakteristisch ist für Friedrichs unsentimentalischen Despotismus, zugleich, weil sie Mangern Gelegenheit gibt, die Vernünftigkeit seiner Anschauungen darzutun. Die Sache war diese: ein aus Stargard gebürtiger Handwerker war nach Kopenhagen ausgewandert und hatte dort so viel Arbeit bekommen, daß er gern in die Meisterschaft der Stadt sich aufnehmen lassen mochte. Dazu bedurfte er seiner Heimatspapiere. Man verweigerte sie ihm. Er reiste nach Potsdam, den König zu bitten. Der meinte: Er solle sich am Orte etablieren und die Meisterrechte umsonst haben. Es solle kein Handwerker außer Landes gehen! Grießer, so hieß der Mann, ließ sich verleiten, gab seine guten Kopenhagener Beziehungen auf und kam mit seiner Frau nach Potsdam. Anfangs verschaffte ihm der König Arbeit, später, bald, vergaß er seiner. Kriegsnot und andere Interessen mögen ihn gehindert haben. Im Grießer war es jedenfalls schlecht bestellt; ohne Aufträge, verärgert, wurde er krank und war bald völlig verarmt. So traf ihn Manger und berichtigte: „Kein Bett und kein anderes Hausgerät, ein kümmerliches Strohlager mit zwei Kranke, ein irdener Teller und blecherne Löffel, das war ihr Alles.“ Nachdem er dann den Tod beider geschildert, meditiert Manger: „Ich möchte gern von irgendetwas der Staatswissenschaft kundigen meinen bisherigen Zweifel erörtert sehen, ob es dem allgemeinen Staatsinteresse zuträglich und der Menschenliebe gemäß sei, die Auswanderung aller eingeborenen Künstler und Handwerker allgemein zu verbieten? Das angeführte Beispiel, deren mir mehrere bekannt sind, zeigt, daß die Griesschen Eheleute in Dänemark ihr beständiges Auskommen hätten haben können, daß sie gegenteils in Potsdam unter den angeführten Umständen verhungern mußten.“

Wir müssen es genug sein lassen. Das Wenige, was wir hier von einem Baumeister Friedrichs über den König als Baubern zu hören bekamen, paßt durchaus in das übrige Lebensbild des Friedrichschen Geistes. Der König war in allen Dingen der Weisheit und der Künste ein Dilettant; er bekannte und wollte, was schon vor ihm andere gesagt und geschaffen hatten. Er bekannte es kraus und sprunghaft; er wollte es ohne Vändigung. Und so entstand dort, wo noch eben der Korporal der höchste Maßstab gewesen war, ohne Tradition, das Spiegelbild einer Kultur, wie sie von den heiligen Ludwigen durch Generationen gepflegt worden war. Das wurden oft Zerrbilder. Und nun mag es wohl sein, daß es gerade dieses Karikaturistische, dieses sehnüchtlige Nachgeprochene, dieses verbittert Unklumpfte ist, was noch dem heutigen Potsdam die Stimmung gibt. Barbaren hatten einmal groß geträumt. Dies Träumen ist es, was uns Potsdam heute noch lieben macht. R. B.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Jesperesen.



Weiß am Zuge gewinnt.

Schachnachrichten. Die Berliner Schachgesellschaft und der Rigaer Schachverein haben einen Kevanche-Korrespondenz-Wettkampf von zwei Parteien (Einsatz 500 M.) verabredet. Bedeutend 80 Tage für je 20 Züge. Der Rigaer Schachverein ist auf diesem Gebiete wohl der anerkannt stärkste. Das letzte Mal hatte er die Berliner glänzend besiegt. (Bei diesen Gelegenheiten pflegten wichtige theoretische Neuerungen erzielt zu werden, die dann jahrelang debattiert wurden. Dies ist auch diesmal zu erwarten. Die letzte Neuerung bestand z. B. in der sogenannten „Rigaer Verteidigung“ der Spanischen Partie: 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. 0-0 (De2!), 5. . . . S×e4; 6. d4, e5×d4; 7. Te1 (De2!), 7. . . . d5; 8. S×d4, Ld6; 9. S×S, L×h2?; 10. Kh1 (10. K×L, Dh4?); 11. Kgl, D×f2?; 12. Kh1, Dh4?; 13. Kgl, Df2? zc. Ewiges Schach), 10. . . . Dh4; 11. T×Sf1, d×e4; 12. Dd8?, D×D; 13. S×Df, K×S; 14. K×L, Lb6 zc. Schwarz hat Lurm und zwei Bauern für zwei leichte Figuren, was zum Ausgleich genügt.) Der Stand der Teilnehmer nach der 7. Runde im Abbazia-Gambitturnier war: Spielmann 7 (I), Duran 3 1/2 + eine Hängepartie, Netti und v. Freimann je 4 1/2, Nioelli (ein italienischer Marquis) und Flamborg je 4, Kuerbach (sein Austritt aus dem Turnier wegen Meinungsverschiedenheiten über Zeitüberschreitung wird erwartet) und Kholm je 3, Lomyl 2 1/2, Szefelj 1 1/2 + eine Hängepartie, Er. Cohn 1 1/2 und Leonhardt 1. (1. . . . Wahrscheinlich wegen mangelhafter Kenntnis der Eröffnung.) Nachstehend eine Partie des Turniers.

Algaiergambit.

Leonhardt. Flamborg.

1. e2—e4 e7—e5

2. f2—f4 e5×f4!

Bisher obligatorisch laut Turnierbedingungen.

3. Sg1—f3 g7—g5!

4. h2—h4! g5—g4

5. Sf3—g5

Daher der Name der Eröffnung.

Korrekter ist das „Reiserichtiggambit“, das mit Sg5! entsteht.

5. h7—h6

Besser ist 5. . . . d7—d5! 6. d2—d4

(6. ed5, Lc7 nebst event. h7—h6 und L×h4?) 6. . . . Sg8—f6 (Oder

auch 6. . . . f6; 7. L×f4, Lg7;

8. Sc3, c6 zc.) 7. Lc1×f4, h7—h6;

8. e4—e5, Sf6—g8! zc.

6. Sg5×f7 Ke8×f7

7. d2—d4

Besser Lc4! nebst D×g4 und gutem Angriff (auch 2. Bauern) für die Figur.

7. d7—d5

8. Lc1×f4 d5×e4

Bedeutend besser ist Sg8—f6!

9. Lf1—c4! Kf7—g7

10. Lf4—e5! Sg3—f6

11. 0—0 Lf8—e7

12. d4—d5

Sc3! war am Platz.

13. Kg7—h7

13. Dd1—e2 Th8—e8?

Nützig war 13. . . . Sbd7!;

14. Lc3, Tc8 zc.

Der hier von Er. Cohn angegebene Gewinnweg war: 14. d6!, ed6;

15. T×f6! L×T; 16. D×e4, Kg7;

17. h5!, Tc8; 18. Dg7 nebst L×e6 zc.

14. Sb3—d7

15. Lc5—c3 Le7—d6

16. Sb1—d2 Sd7—e5

17. Sd2×e4 Sf6—h5

18. g2—g3 Se5—f3

19. Lc4—d3 Kh7—g3

20. Th1×f3 g4×f3

21. Dc2×f3 Sh5×g3!

22. Kh1—g2 Sg3×e4

23. Ld3×e4 Te8—f8

24. Df3—d3 Dd3—d7

25. Ta1—g1 Tf8—f4

26. Lc4—f3 Kg3—f3

27. Kc1—f1 Dd7—f5

Aufgegeben.

Briefkasten. D. R., Hamburg. Ihre Einwendung zu unserer Glossen vom 20. Januar bezüglich „1. d2—d4, d7—d5; 2. c2—c4, e7—e6?; 3. Sb1—c3, c7—c5?; 4. c4×d5, e6×d5!; 5. d4×c5, Sg8—f6!; 6. Lc1—e3, Sb8—a6!; 7. Ta1—c1!, Lc8—e6; 8. Dd1—a4!; 9. Dd8—d7; 9. Sc3—b5“, in 9. Dd7—c6 (?) bestehend, wurde geprüft und führte in einer kürzlich in München zwischen S. Alapin und einem Amateur geschiedenen Partie zur folgenden überraschenden schellen und äußerst seltenen (uns in Partien unbekanntem) Mattwendung: 10. Sg1—f3, Le6—d7; 11. Sf3—d4, Sa6×c5 (11. Dc3; 12. e3!, b6; 13. D×a6!); 12. Sd4×c6, Sc5×a5; 13. Sb5—c7#. Das Mattbild ist problemartig! . . .